

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 15

Artikel: Das Inserat [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635274>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 15 · 1912

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochendchronik“
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

13. April

D's erste Lerchli.

Von Jakob Bürki, Dettingen.

Lerchli, Lerchli, bift au scho
Wiederume zue-n-is cho,
Für der Früelic z;bringe?
Bis gottwilche tuſigmal!
s'freut mi wäger jedesmal,
Wenn d' is chunsch cho ſinge.

Gäll, biſch froh, iſch d' Reis verby!
Jes mueß dänk de baue ſy,
Gſchafft uf Lib und Läbe.
I mim Ried, dem Bächli nah,
Wär e ſchöne Husplatz z'ha,
Gib dr ne vergäbe.

Wenn de d's Hüttli bauet heft,
Gits es fröhlichs Hochzitsfest,
De wirft erft rächt juſe.
Nu, i wünsche-n-euch dert dry:
Friede, Glück, viel Sunneschyn
Und e Chuppele Buſe.

Das Inserat.

Von Lisa Wenger.

(Fortſetzung.)

Sabinens Stimme hatte ſich ehrfürchtig geſenkt.
Menschenkenntniſ ſchätzte und bewunderte ſie am meiſten,
mehr als andere Eigenschaften.

„Ha, ha, ha, ha!“ lachte Herr Emanuel frech und herausfordernd, denn er fühlte ſich durch das Inſerat und Sabinens Bewunderung in ſeiner Rüchternheit beleidigt und angegriffen.

„Ich nenne nichts mein eigen, an was erinnert mich das doch? Richtig, an das Nachtlager von Granada, das der „Fröhſinn“ letztes Jahr geſungen: Und nenn' ich nichts auch mein als Büchſe, Schwert und Spieß!“ ſang er falsch und übertrieben gefühlvoll vor ſich hin. Sabine hielte ſich die Ohren zu.

„Ich verſtehe Sie wirklich nicht, Herr Pfeiffer,“ ſagte ſie fast wehmütiſig. „Es tut mir leid, Sie ſo lachen zu hören, wo ein reiner Mensch aus der Tiefe ſeiner Sehnsucht nach einer gleichgeſtimmten Seele ſchreit.“

„Und nach Geld,“ höhnte Emanuel.

„Warum nicht nach Geld? Was ist Geld? Wozu braucht er es? Da steht es ja: Wegen Familienverhältniſſen. Wahrscheinlich muß er ſeine Schwester ausſtatten und will nicht ſelbst glücklich werden, ehe ſie es iſt.“

„Wahrscheinlich,“ ſagte Herr Emanuel trocken.

„Oder ſein Bruder möchte ſtudieren oder will Maler werden, oder ſeine Mutter muß in eine Irrenanstalt verbracht werden, oder ſein Vater hat Schulden gemacht, die bezahlt

ſein müſſen —“. Sie ſchöpfte Atem. Herr Emanuel erſtaunte über der reichen Phantaziſe ſeiner Freundin.

„Papperlapapp!“ rief er aber wegwerfend.

„Das verbitte ich mir,“ ſagte Sabine ernſtlich erzürnt. Die Tränen traten ihr in die Augen.

Sie konnte es nicht ertragen, aus ihren Höhlen geriſſen zu werden. Herr Emanuel ſchonte foſt diese Schwäche, wie er ihre poetiſchen Schwärmereien nannte.

„In vollem Ernst, Sabine, die Sache ist Schwindel. Der Kerl prügelt ſein ſeelenvolles Weib ehe ein Jahr herum iſt, windelweich. Glauben Sie mir, fo viel Menschenkenntniſ habe ich auch noch, troß dem Kerl.“

„Herr Emanuel,“ ſagte Sabine, und ihr Porzellanſtimmchen klang, als hätte es einen Sprung bekommen. „Der Mann, der dieses Inſerat geſchrieben, iſt ein Mann nach meinem Herzen. Ich irre mich da nicht, mein Gefühl ſagt es mir. Sie können ſolche Worte freilich nicht verſtehen, denn Sie haben keine Poesie. Sie ſuchen einmal eine Frau, die Ihnen den Magen ſtopft.“ Das war ein Ausfall, den sich Emanuel wirklich nicht geſallen laſſen konnte, denn er war nichts weniger als ein Fresser und troß Sabinens gegenteiliger Behauptung ein Mensch, der ganz im ſtillen wohlgehütete und gutverſteckte Ideale nährte und pflegte, nur durfte beileibe keiner etwas davon merken. Diesmal aber kam man ihm zu grob.

„Den Magen ſtopfen? Bin ich ſo einer? Verlange ich

etwa Hähnchen und Fische? Oder bin ich zufrieden mit Threm kalten Braten, und Threr Sauermilch, und Thren Kartoffeln, und Thren Apfelsküchlein —“

„Apfelsküchlein sind ja gerade Ihr Leibgericht,“ warf Sabine ein.

„Und mit Threm dünnen Kaffee, und Threr —“

„Es ist genug,“ sagte Sabine würdevoll. „Ich ziehe mich zurück.“ Sie nahm ihr Klöppelkissen und die Hälfte der Zeitung auf und wandte sich der Türe zu.

„Und ich auch,“ sagte zornig Emanuel, packte die andere Hälfte — sie hielten das Blatt gemeinsam — und seine halbfertige Laubsägearbeit unter den Arm und schoss noch vor Sabine aus der Türe.

Als Fineli wieder auf der Laube erschien, war niemand mehr da. Und es war noch lange nicht zehn Uhr. Was bedeutete das? Was war geschehen? Sie begab sich eilig in das Zimmer im ersten Stock, das sie mit ihrer Tante gemeinsam bewohnte.

Dort fand sie Sabine auf dem Bettrand sitzend und sich mit einem Tuch die Tränen abwischend, die ihr reichlich über die runden, glatten Wangen rollten. Denn sie hatte nahe am Wasser gebaut und weinte über alles. Zu gleicher Zeit las sie die Anzeige in der Zeitung und ärgerte sich über ihren Unzertrennlichen und über die Tatsache, daß sie sich zum erstenmal gezankt hatten. Aber sie konnte es eben nicht über sich bringen, einen unschuldigen, seelisch hochstehenden Menschen so verhöhnen zu lassen, wenn sie ihn auch noch nicht von Angesicht kannte.

„Josephine, lies diese Anzeige und sage mir dann, was du davon denkst.“ Sie gab nichts auf Finelis Meinung, fragte sie aber doch immer darum. Josephine tat, wie ihre Tante und Freundin sie geheißen.

„Das ist ein wunderschönes Anserat,“ sagte sie dann, „das schönste, das ich je gelesen, und es stehen alle Tage viele in der Zeitung.“

„So poetisch,“ sagte Sabine befriedigt, „und so auf das Ideale gerichtet.“

„Und so gefühlvoll,“ fügte Josephine hinzu.

„Und so selbstlos. Man merkt schon, daß er das Geld nicht für sich will. Und einer, der schon viel gelitten hat, versteht auch andere.“ Fineli nickte.

„Und wie ehrlich er ist. Er sagt gleich, daß er nichts hat.“

„Nichts hat? Bugegeben, wenn du das Geld meinst. Aber ein Herz voll Liebe, ist das nichts? Alles ist ein Herz voll Liebe, Fineli, alles.“

„Ja, ja, natürlich,“ sagte die Nichte.

„Fineli, was würdest du sagen, wenn ich dem Herrn antwortete? Es wäre ein Gemahl für dich.“

„Für mich? Ach, du mein Gott,“ rief Fineli entsezt, setzte sich erschrocken auf ihr Bett und ließ die Arme am Leibe herunterhängen. „Ach Gott, Sabi, nein, tue mir das nicht zu leid. Ich will bei dir bleiben. Ich weiß ja gar nicht, was man mit einem Herrn redet.“

„Das kommt dann schon,“ tröstete Sabine. „Und weißt du, Fineli, ewig lebe ich auch nicht, du wärst ganz allein ohne mich.“

„Ach, Sabine, du bist ja erst 37 Jahre alt, da denkt man noch nicht ans Sterben.“

„Es weiß keiner, wann seine Stunde kommt,“ sagte Sabine. „Fineli, wir wollen ihn uns einmal ansehen. Ansehen ist nicht heiraten. Vielleicht gefällt er uns so gut wie sein Vater.“

„Ja,“ nickte Fineli, die eigentlich stets und zu allem ja sagte. „Weiß es Herr Emanuel?“

„Er las den Artikel, spottete aber so darüber, daß es mich tief betrübte. Er ist ein durch und durch materieller Mensch, so gut er sonst ist.“ Sie seufzte und Fineli seufzte auch.

„Ich werde morgen auf das Heiratsgesuch antworten,“ sagte Sabine entschlossen. „Ich werde durchblicken lassen, daß hier ein Weib zu finden sei, voll Gemüth und Seele. Ich werde andeuten, daß ein gewisses Vermögen nicht fehlt und daß die Besitzerin desselben nicht abgeneigt wäre, es in den Dienst selbstlosen Wohltuns zu stellen. Ich werde ihn ahnen lassen, sehr zart angedeutet, sehr diskret, daß uns seine Mittellosigkeit nicht abschreckt, daß uns aber ein von höchster, idealer Liebe erfülltes Herz als das begehrswerteste Gut erscheint.“ Ihre blauen, durchsichtigen Augen strahlten schwärmerisch und sie rieb heftig ihren zerstochenen Zeigefinger. Bewundernd sah Fineli zu ihr auf. Für sie gab es überhaupt nur ein Ideal, und das war Sabine.

Tante und Nichte glichen sich sehr. Nicht nur eine starke Familienähnlichkeit war ihnen eigen: die gleichen sanft gebogenen Nasen, die gleichen langen Gesichter, die gleichen zartrosa Wanglein, sondern sie hatten sich auch im Lauf der Jahre dieselben Bewegungen angewöhnt und ihre Stimmen auf denselben Ton gestimmt. Sie trugen sich auch ganz gleich, des Umstandes wegen, daß es beim Einkaufen und beim Zuschnieden billiger zu stehen kam, wenn man dieselben Stoffe für beide wählte und die Kleider ineinander schnitt.

Bis tief in den Herbst hinein trugen sie ihre hellen Waschkleider und Musselintücher um den Hals, die gefältelt und über die Brust gekreuzt waren. Dort befestigten sie die Zipfel mit zwei Schützentaler, die sie von ihren Vätern geerbt, und als Brochen hatten herrichten lassen.

War auch Sabine älter als Josephine, so merkte man doch davon nicht viel. Josephine sah älter aus als sie war, und Sabine jünger, so gleich es sich wieder aus. Doch hatte man das deutliche Gefühl, daß Fineli eine wohlgefahrene Kopie Sabines sei, und im großen und ganzen machten sie beide den Eindruck, als seien sie aus Porzellan wie ihre Stimmen, so glatt und sauber, so steif und doch zierlich, so angenehm und fleckenlos sahen sie aus.

Im Zimmer nebenan, nur durch eine mäßig dicke Wand getrennt, begab sich Herr Emanuel Pfeiffer ärgerlich und verstimmt zur Ruhe. Faft hätte er laut vor sich hingeredet.

Er hatte genug von dieser Poessiewirtschaft und den ewigen Idealen. Genug von der Unvernunft und Kurzsichtigkeit dieser Weiberwesen, die auf eine schwindelhafte, berechnend-heuchlerische Anzeige hin Streit mit einem langjährigen, bewährten Freund anfingen, und sich nicht scheut, ihm den Vorwurf kraffesten Materialismus' ins Gesicht zu schleudern.

Magen stopfen! Faftwohl! Ach du liebe Zeit. So weit her war es in dem Hause gar nicht, mit dem Magen stopfen. Darum brauchte er nicht bei seinen Porzellanjüngserchen zu wohnen, nein, wahrhaftig, darum nicht. Da hätte er es anderswo besser bekommen können. Aber das friedliche Leben,

die peinliche Sauberkeit, die schneeweisse Lauterkeit des Häus- chens und seiner Insassen, die schönen, gemütlichen Abende, das Vorlesen und Plaudern, das hatte es ihm angetan. Aber er kannte das Leben. Er lebte nicht in einem Glasschrank, er kam mit Menschen zusammen. Und mit dem Geld alle Tage. Und wenn man mit dem zusammenkam, dann ade, du harmloser Glaube an die Uneigennützigkeit der Menschen. Was? Zu einem Tresser wollte man ihn hier stempeln? Herr Emanuel schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Wasserflasche klirrte, seine goldene Uhr unwillig in die Höhe sprang, und Sabine und Fineli nebenan erschraken und zusammenfuhren.

„Manchmal ist er ein Grobian,“ sagte Sabine. Das war das stärkste Wort, das sie kannte. Betrübt schlief sie ein.

Auch Herr Emanuel fand endlich den Schlaf. So ärgerlich war er, seit er bei Jungfer Schön in Kost war, noch nie gewesen.

Den folgenden Mittwoch nachmittag, an dem keine Näh- schule war, benützte Sabine, um eine Antwort auf die Heiratsanzeige zu verfassen. Sie schrieb vorsichtig und zart, wie sie es sich vorgenommen. Ihr Stil war blumenreich und verziert, etwas unklar, aber sehr schön, wie Fineli sagte. Die Sätze waren lang und glichen japanischen Schachteln, in denen immer eine in der andern steckt. Aber ihre ganze helle, harmlose Seele lag offen da, und auch ihr naives Vertrauen in die Güte aller Menschen.

Sie hätte gerne mit Emanuel diese wichtige Sache besprochen, aber davon konnte ja keine Rede sein nach dem Disput von gestern abend. Sie hatte im Gegenteil Fineli angewiesen, über die ganze Angelegenheit Herrn Pfeiffer gegenüber zu schweigen.

Zusammen trugen sie den wichtigen Brief zur Post. Zögernd warfen sie ihn in den Kasten, und als er mit einem harten Geräusch herunterfiel, gab es ihnen einen kleinen Schlag. Das war eine wichtige Sache, so eine Antwort. Es konnte eine Heirat daraus werden, eine Veränderung aller ihrer Gewohnheiten. Es konnte für Josephine ein großes Glück daraus entstehen. Es konnte für ihren kleinen Kreis von Nutzen sein, es konnte der erste Schritt sein zu einer bis jetzt unmöglichen Höhe ihres geistigen Niveaus. Aber ganz sicher wußte man das alles nicht.

Die zwei hellen, glatten, sauberen Figuren standen noch eine Weile vor dem Kasten und starrten das eigenößische Kreuz darauf an. Abholung um 5 Uhr, lasen sie gemeinsam. Dann gingen sie schweigend nach Hause. Es war Sabine, als hätte sie ihrem langjährigen Freund gegenüber ein Unrecht begangen.

In den folgenden Tagen straffte sich die Spannung zwischen Sabine und Herrn Emanuel. Neuerlich waren sie natürlich sehr höflich gegeneinander. Bei Tisch besprach man verschiedene politische Ereignisse, denn, wenn auch Sabine Gedichte über alles liebte, so interessierte sie sich doch auch für das, was sich in der Welt ereignete. Auf diesem neutralen Boden bewegte sich das Gespräch. Emanuel wußte aber mehr, als Sabine ahnte.

Die kleine Bank, deren Kassier er war, lag der Post gegenüber. Zufällig hatte er die zwei appetitlichen Gestalten kommen sehen, auf denen sich die Sonne der heißen Straße zu einer großen Helle zu vereinigen schien. Er hatte sich neugierig und mißtrauisch hinter einen Fensterladen gestellt.

Richtig! Sie, die in der weiten Welt keinen Menschen hatten, dem sie schrieben, warfen einen Brief in den Schalter. Sie hatten also auf das Inserat geantwortet! O Sancta Simplicitas!

Zuerst erfaßte ihn ein Gefühl des Mitleidens mit den weltunerschönen Geschöpfen, die da so harmlos auf den Leim gingen. Nach einer Weile schlug aber das Mitleid in das Gegenteil um.

Was, die Sabine wollte heiraten? Ihr genügte also das friedliche Zusammensein mit ihm nicht mehr? Während er glücklich und vertrauensvoll daheim neben ihr lebte, in heimlicher und dankbarer Freude die Abende mit ihr verbrachte, fand sie auf Verrat. Benützte sie den ersten besten Anlaß, um auf einen Heiratsantrag zu antworten. Während er in Ehren neben ihr grau zu werden gedachte, verlangte sie nach einem Ehemann, dachte sie an Verlobung und Hochzeit. Während er in treuer Freundschaft ihr selbstlos sein Leben weiste, suchte sie nach einem Mann! Emanuel saß stöhned an seinem Pulte, zog sein großes Taschentuch hervor und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß Sabine selbst heiraten wolle, denn Josephine zählte in seinen Augen noch gar nicht mit.

Ein unbekanntes und unangenehmes Gefühl senkte sich in sein Herz und warf dort seinen Anker aus. Auch setzte sich ein peinigender Gedanke in seinem Hirn fest, der ihn nicht mehr verlassen wollte. Er stützte den Kopf in die Hand und sah ihm nach. Kamen Lehrlinge oder Ausläufer, um Geld zu holen oder zu bringen, so fertigte er sie nicht mit der gewohnten Bedächtigkeit ab, sondern hastig, zerstreut, fast leichtsinnig. Dann setzte er sich wieder und lauerte auf das unangenehme Gefühl und den peinigenden Gedanken. Was war das nur? Was quälte ihn so? Er zuckte heftig die Schultern und schüttelte sich. Aber es wurde nicht anders. Unwirsch fing er an, die langen Zahlenreihen zu addieren. Er mußte heute zum drittenmal von vorn anfangen, was ihm sonst nie passierte.

Abends ging er mit gesenktem Kopfe heim.

„Was fehlt wohl dem Herrn Bankkassier?“ fragten die Leute auf der Straße. Als er anfangen wollte zu essen, hatte er keinen Hunger. Das erschütterte ihn fast, denn so lange er denken konnte, hatte er abends immer Hunger gehabt. Auch Sabine sah, daß er nur in seinen Makaroni mit Tomaten herumstocherte. Das Gewissen regte sich in ihr. Also so sehr hatte sie gestern ihren Freund betrübt und verletzt, daß er nicht essen möchte?

Sie bemühte sich, ihn auf andere Gedanken zu bringen, und leitete das Gespräch auf die hohe Politik. Es gelang ihr, Emanuels Stirne etwas zu glätten. Aber nur vorübergehend. Wenn Sabine an den Brief dachte, den sie heute Nachmittag in den Kasten geworfen, regte sich um ihrer Heimlichkeit willen das Gewissen doppelt in ihr und sie sah mit einem scheuen Blick ihrer durchsichtigen Augen zu dem Freunde hinüber.

Das Kleebalz saß abends um den runden Tisch auf der Laube wie immer. Aber das Band, das sie sonst geeint, war zerrissen. Der Hauch behaglichen Friedens hatte sich verzogen.

(Fortsetzung folgt.)